

ROBERT CHARLIER

## Der Jargon des Fremdlings. Fiktive Sprechweisen als Mittel der Gesellschaftskritik im 18. Jahrhundert

### 1. Aufklärung, Sprache und fiktive Fremdheit

In der europäischen Literatur von Aufklärung und Vorklassik geraten Sprache und Fremdeitsbilder in eine ganz besondere Wechselwirkung. Das literarische Spiel des Aufklärers, der seine Gesellschaftskritik mit verschiedenen Fremdlingsfiguren maskiert, erfordert eine sprachliche Verfremdungstechnik: *den Jargon eines fiktiven Fremden im Eigenen*. Als Muster einer solchen scheinbar fremden Redeweise kann der 16. Brief aus Montesquieus *Lettres persanes* (1721) gelten. Der Perser Usbek wendet sich darin an einen islamischen Geistlichen. Dabei transponiert Montesquieu die Blumigkeit des persischen Stils in die französische Briefprosa. Solche künstlichen Sprechweisen sind also die satirische „Bauchrednerei“ eines ernsthaften Kritikers von Zivilisation, Entfremdung und Dekadenz. Denn die polemische Spitze des pseudo-persischen Französisch richtete sich nicht gegen den Orient, sondern parodiert die Torheiten des klassizistischen „style figuré“ (Weißhaupt 1979: II/1, 63). Als fingierte Redeformen sind diese Jargons nicht wirklich fremd, sondern vielmehr aus den Versatzstücken europäischer Denk- und Redeweisen montiert. Solche scheinbaren Fremdjargons nenne ich im folgenden *Pseudo-Exotismen*. Pseudo-exotische Idiolekte ermöglichen eine Fülle ironischer Effekte: Aus dem Munde oder der Feder des „reisenden Chinesers“ quillt ausgerechnet das „Fach-Chinesisch“ des deutschen Gelehrten David Faßmann (1685-1744). Dessen Ausdrucksweise strotzt nur so von Latinismen (vgl. *Reisender Chineser* 1721ff.).<sup>1</sup> In einem anderen Beispiel spricht ein fiktiver Europabesucher aus Afrika

<sup>1</sup> Die deutschen Beispiele dieser Teilgruppe des Briefroman-Genres folgen in der Reihenfolge ihres Erscheinens. Der Übersichtlichkeit halber beschränke ich mich auf die Kurztitel und das Erscheinungsjahr (vgl. Weißhaupt 1979: I, 149-159). Ausführliche bibliographische Angaben finden sich im Literaturverzeichnis: David Faßmann: *Der [...] reisende Chineser* [...], 1721ff.; Johann Andreas Kayser: *Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umher durchzogen*, [...], 1755ff.; Izouf [Pseudonym]: [Briefe von einem] *reisenden Persianer* [...], 1761; Johann Pezzl: *Marokkanische Briefe*, 1784; Hamid [Pseudonym]: *Hamids Meynungen über die Marokkanischen Briefe*, 1785; Wilhelm Friedrich Meyern: *Abdul Erzerum's neue persische Briefe*, 1787; Johann Wilhelm Tolberg und Wilhelm Friedrich Heinrich Bispink: *Briefe eines Hottentotten*, 1787f.; Anonym: *Briefe eines reisenden Punditen* [...], 1787; Phitaleth [Pseudonym]: *Tuerkische Briefe* [...], 1790; Anonym [evtl. Ignaz von Brenner]: [...] *Papier[e] des Türken Hassan*, 1809f.

in der zeitgenössischen Kinder- oder Studentensprache, die ein fremdes Idiom ersetzen soll, und macht sich lustig über die Zustände im Abendland (vgl. *Briefe eines Hottentotten* 1787). In einem dritten Fall dienen Verschlüsselungstechniken wie Kryptonyme oder Anagramme dem Verfasser zu solchen Sprachsubstitutionen (vgl. *Reisender Persianer* 1761). Selbst falsche Übertragungen, die den fiktiven Fremdlingen unterschoben werden, entlarven die Stimme des Verfassers unter der exotischen Maske. Auch hierbei handelt es sich um Pseudo-Exotismen, wie offenbar fehlerhafte Exotisierungen aus der europäischen Perspektive des Verfassers zeigen: Der „Persianer“ Izouf vergleicht Hamburger Häuser mit „japonesischen“ Pagoden, was auf das Japan-Klischee des Aufklärungsautors verweist und nicht etwa auf die Länderkenntnis des „Persianers“ (vgl. *Reisender Persianer* 1761: 41; zit. n. Weißhaupt 1979: II/2, 234). Die Figur des Fremden wahrt nämlich stets ihre „europäische Kompetenz“ (Weißhaupt 1979: II/2, 369f.).

Es lohnt sich, die ästhetische und politische Dynamik dieser sprachlichen Pseudo-Exotismen innerhalb der fiktiven Briefsammlungen nach dem Schema Montesquieus nachzuvollziehen.<sup>2</sup> Der Sprachtausch mag die aufklärerische Polemik verbrämen; ihre utopische Schärfe kann er nicht verwässern. Noch der humorvollste Buffo in Gestalt des fiktiven Exoten läßt die Seria-Partie im Baß anklingen. Hinter jedem „Satyr“ steckt letztlich ein Diagnostiker des Elends oder der Prophet einer besseren Welt. Das zeigt vor allem die deutsche Entwicklungslinie dieser Texte, auf die ich mich beschränken möchte.<sup>3</sup> Journalistische (*Reisender Chineser* 1721ff.) und satirische Bearbeitungen (*Menoza* 1755ff., *Marokkanische Briefe* 1784, *Briefe eines Hottentotten* 1787f.) wechseln mit Gestaltungen des Schemas, die irrationalistisch-revolutionäre (*Neue persische Briefe* 1787) und prophetisch-messianische Ansprüche geltend machen (*Hyperion* 1797ff.). Denn in einem weiteren Sinne kann auch Hölderlins *Hyperion* als Variante dieses Texttyps gelesen werden. Die exotische Satire in der Frühaufklärung entspricht damit der prophetischen Polemik am Jahrhundertende. Einen Scheidepunkt markiert Rousseau und seine Umwertung des Naiven, Natürlichen und Ursprünglichen in der Jahrhundertmitte. Die Technik der pseudo-exotischen Verfremdung sprengt schließlich die Grenzen des Schemas und verweist auf die ernste Figur vom „Fremdling im eigenen Land“ bei Goethe (Werther) oder Moritz (Anton Reiser).<sup>4</sup> Auch Schillers mythische Vorstellung vom Künstler als „Fremdling“<sup>5</sup> gehört in diesen Zusammenhang.

<sup>2</sup> Präzise gesprochen sind die Briefsammlungen fiktiver Fremder eine Teilgruppe des übergeordneten Briefroman-Genres. Das Genre Briefroman wiederum ist eine Untergruppe der epischen Gattung des Romans (zur synonymen Verwendung der Termini Gattung und Genre vgl. Wilpert 1979: 290/2-292/1). Winfried Weißhaupt spricht konsequent von „Genre“, wenn er Form und Gruppe dieser Texte meint (z. B. Weißhaupt 1979: I, 145f.; 207ff.; 257ff.).

<sup>3</sup> Immerhin beziffert Winfried Weißhaupt den Gesamtumfang aller europäischen und amerikanischen Bearbeitungen auf rund „20 000 Seiten Text“ (Weißhaupt 1979: I, 279).

<sup>4</sup> Anton Reiser spielt mit dem Gedanken, sich in die Rolle eines Chinesen zu versetzen: „Und nun denkt man sich mit allen großen und kleinen Gegenständen, die einen jetzt umgeben, z. B. in Vorstellung eines Einwohners von Peking – dem dies nun ebenso fremd, so wunderbar deuchten müßte – und die uns umgebende wirkliche Welt bekommt durch diese Idee einen ungewohnten Schimmer, der sie uns ebenso fremd und wunderbar darstellt, als ob wir in dem Augenblick tausend Meilen gereist wären, um diesen Anblick zu haben“ (Moritz 1981: II, 258; vgl. Weißhaupt 1979: I, 35-37).

<sup>5</sup> Vgl. den neunten Brief aus *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen* (1795). Schiller sagt darin über den „Künstler“: „Wenn er dann [unter einem fernen griechischen Himmel, R. C.] Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen.“ (Schiller 1962ff.: XX, 333 – Hervorhebung R. C.).

Schließlich sind die messianischen Redefiguren, mit denen Meyerns Abdul Erzerum oder Hölderlins Hyperion sprechen, ebenfalls theologisch-mythologische Sprachsubstitutionen. Hölderlins Scheltrede an die Deutschen ist gewissermaßen ein biblischer Pseudo-Archaismus. Dies insofern, als Hölderlin den fiktiven Neugriechen zur Zeit der Befreiungskriege gegen die Türken in den 1770er Jahren mit einer prophetischen Diktion versieht. Dieser Zusammenhang wird sich anhand erstaunlicher Übereinstimmungen von satirischen und prophetischen Jargons bestätigen.

Ich werde die Briefsammlungen zunächst kurz vorstellen und die verschiedenen Exotismen definieren (2.). Danach möchte ich den Zusammenhang zwischen Perspektivierung und Sprachverfremdung veranschaulichen. Die Sprache der fiktiven Fremden spiegelt ihre Sichtweise, das verfremdete Wort ist Ausdruck des exotischen Blicks. Wie ein Prisma brechen die verschiedenen Redeweisen die fiktive Außenansicht des Eigenen. Die Sprache *entspricht* der Struktur der Beobachtung und umgekehrt; sprachliche und optische Metaphorik fallen in eins (3.). Deshalb betrachte ich jeweils einen perspektivischen und sprachlichen Aspekt zugleich: die Simultaneität in Sprache und Sichtweise des Exoten, der die europäische Großstadtrealität spontan und *simultan* wahrnimmt (3.1); die sprachliche Entlarvung und Verschlüsselung als Ausdruck seines *distanzierten* Blicks (3.2); und die Substitution einer Kinder- oder Studentensprache als Entsprechung *naiver* Sehweisen (3.3). Besondere Aufmerksamkeit verdient die Technik der Sprachverfremdung durch Anachronismen. Als *Exotismen in der Zeit* dienen solche Anachronismen der utopischen Gesellschaftskritik (4.). Schließlich ist der *komische* Exot und seine Sprache in den Gesamtzusammenhang des Vexierspiels mit *erhabenen* Rollen und Redeweisen einzuordnen: Heros und Prophet als literarische Projektionen eines epischen oder lyrischen Ichs am Beispiel von Hölderlins Hyperionfigur. Anhand analoger Redefiguren (z. B. Paradox, Chiasmus) folge ich der Entwicklung von der „Satire des Exoten“ zur „Polemik des Propheten“ (5.).

## 2. Was heißt Pseudo-Exotismus?

Kaum ein satirisches Werk der Weltliteratur kennt mehr Nachahmer, Parodien und sogar Parodien der Parodie als die *Lettres persanes* (Amsterdam 1721) von Charles-Louis de Secondat, Baron de la Montesquieu (1689-1755). Die Idee, aufklärerische Gesellschaftskritik einem fiktiven Europabesucher in den Mund zu legen, hatte Montesquieu allerdings kongenial umfunktioniert. Den briefeschreibenden Fremden übernahm er von einem der ersten Spionageromane, der rund vier Jahrzehnte zuvor in der gleichen Stadt erschienen war: Giovanni Paolo Maranas *L'Espion du Grand-Seigneur et ses relations secrètes* (Amsterdam 1684).<sup>6</sup> Hier war die Rolle des orientalischen Beobachters der europäischen Verhältnisse in einem buchstäblichen Sinne vorgeprägt: der türkische *Spion*, der über Politisches, Militärisches, aber auch Kurioses und Kulturelles an die Ottomanische Pforte berichtet. Diese Figur wurde zum Vorläufer des exotischen Wilden als *Agent* aufklärerischer Gesellschafts-

<sup>6</sup> Schon der Erscheinungsort der ersten Klassiker der Briefsammlungen fiktiver Exoten offenbart die politische Dimension dieser Texte: Amsterdam unterlag nicht den strengen Zensurbestimmungen wie Paris, Berlin oder Leipzig. Der Erstdruck von Montesquieus *Lettres persanes* camouffierte den wahren Erscheinungsort sogar noch mit dem Vermerk: „A Cologne, chez Pierre Marteau“ (Weißhaupt 1979: II/1, 38). Zur Fingierung von Erscheinungsorten im 18. Jahrhundert vgl. auch Fußnote 19.

kritik im 18. Jahrhundert. Noch der Perser Izouf fühlt sich zuweilen „wie ein verkleideter Spion“ in der europäischen Metropole (*Reisender Persianer* 1761: 88; vgl. Weißhaupt 1979: II/2, 224). Für Montesquieu sowie für seine europäischen und deutschen Epigonen stellte sich mit dieser Perspektivierung folgendes Problem: die *Repräsentation* des Fremden als Sprachrohr der Kritik am Eigenen. Wie die Haremswächter des Bassa in Mozarts *Die Entführung aus dem Serail* (1782) auf der Bühne Schnabelschuhe, Krummsäbel und Turbane trugen, verlangten die literarischen Fremdlingsfiguren nach einer Ausstattung mit sprachlichen Exotismen.

Für diese ästhetische Notwendigkeit gibt es zwei exotisierende Mittel der Gestaltung, den *Xenismus* (1) und den *Pseudo-Exotismus* (2). Zum einen konnte der Theaterpatron bzw. der Verfasser Fremdelemente in Kleidung, Wissen, Sprache oder Habitus imitieren und seine Figuren auf den Brettern bzw. im Roman originalgetreu ausrüsten. Systematisch gesprochen sind diese nachempfundenen Fremdmerkmale Xenismen.<sup>7</sup> Xenismen dienen dem Versuch einer mimetischen Repräsentation des Fremden.<sup>8</sup> Eine Steigerung der xenistischen *Imitation* des Fremden ist der unmittelbare *Import* von fremden Artefakten oder Wörtern.<sup>9</sup> Dabei handelt es sich im strengen Sinne nicht mehr um Exotismen, sondern um Mischtexte. Zitate und Übersetzungspartikel rücken diese Textform in die Nähe anderer Verfremdungstechniken wie Parodie, Travestie oder Kontrafaktur.<sup>10</sup> Auch Mozart übertrug bestimmte Motive aus der „türkisch[en] Musick“ in seine Harmonien, so z. B. das „Janitscharen-Motiv“ der Ouvertüre (Mozart 1982a: 8f.). Entsprechend hatten auch Kulissen und Kostüme der *Serail*-Premiere *xenistischen* Charakter, indem sie echte Merkmale der orientalischen Stadtarchitektur oder Modekultur wiedergaben und die Schauspieler sich „osmanisch“ gaben.

Eine andere Gestaltungsmöglichkeit war aber literarisch wie politisch interessanter und daher viel häufiger: die Charakterisierung der gespielten oder beschriebenen Exoten mit falschen Exotismen, also „Pseudo-Exotismen“. Schließlich schrieb Mozart sein Singspiel aus *seiner* Sicht für *europäische* Augen und Ohren:

„[...] der Janitscharen Chor ist für einen Janitscharen Chor alles was man verlangen kann. – kurz und lustig; – und ganz für die Wiener geschrieben.“ (Mozart 1982a: 10 – Hervorhebung R. C.)

<sup>7</sup> Den Begriff „Xenismus“ habe ich aus der linguistischen Fremdheitsdiskussion übernommen, vgl. Moser 1996.

<sup>8</sup> Die Möglichkeiten der *Imitation* reichen von der Übersetzung über die lautliche Nachahmung bis zur Verballhornung. Ein berühmtes Beispiel für die Modernität pseudo-exotischer Techniken ist Hugo Balls Lautgedicht 'Karawane'. Das dadaistische Experiment versucht, das orientalische Flair einer Elefantenkarawane lautmalerisch und typographisch einzufangen (vgl. Huelsenbeck 1966 [1920]: 53). Exotisierende und pseudo-exotische Techniken sind bis heute unverzichtbar in Medien und Werbung.

<sup>9</sup> Das macht eine weitere Parallele aus Mozarts Verwendung von „türkischer Musik“ anschaulich: „Für die in der 'türkischen Musik' charakteristische deutliche Markierung des Grundschlages durch den Tamburo turco [...] benutzte man in der Militärmusik mehrerer europäischer Fürstenhöfe seit Ende des 17. Jahrhunderts originale türkische Beute-Instrumente“ (vgl. Mozart 1982b: 12, XIV).

<sup>10</sup> Eines der ersten experimentellen Gedichte stammt aus dem Mittelhochdeutschen: Oswald von Wolkenstein (1375-1445) ist der Erfinder der lyrischen Sprachmischung. Seine Liebesliedparodie trägt den kuriosen Titel: „Do fraig amors“ (= „Ach, meine wahre Geliebte“, von provenzalisch: „fraig“ für „vrai“). Darin entwirft der Dichter einen bunten Flickenteppich aus verschiedenen Sprachen. Metrisch hält er sich dabei streng an die konventionelle Form des Minneliedes. In ihren jeweiligen Frühformen erklingen (Mittelhoch)Deutsch, Provenzalisch (Französisch), Wendisch (Italienisch), Magyarisch und Latein: „Do fraig amors, ach wärs mein Lieb, / adiuva me, hilf mir, / ma lot, mein Pferd, min ors, mein Roß / na moy serce, dazu mein Herz / läuft in Gedanken, / Frau, puraty, Frau nur zu dir [...]“ (Wolkenstein <sup>2</sup>1975: 189 [KL 69]).



Gleiches gilt für die sprachliche Ebene des literarischen Exotismus. Obwohl das Erfahrungsmaterial in Form von Sprachkatalogen wie z. B. Conrad Gesners *Mithridates* (1555) als empirisches Material bereits vorlag, staffierten die Väter der fiktiven Fremdlinge ihre Geschöpfe *nicht* mit realistischen Sprachvermögen aus. Das gilt für die orientalische, chinesische oder afrikanische Fremdsprache so gut wie für den Erwerb einer europäischen Sprache durch die Perser, Hottentotten oder Tibetaner. Montesquieu erwähnt zwar, daß sein Perser Usbek die abendländische Wissenschaft mit Eifer studiert (vgl. Montesquieu 1991: 22), und David Faßmann, der Schöpfer des ersten deutschen Beispiels, spricht sogar von den europäischen Sprachkenntnissen seines Chinesen (*Reisender Chineser* 1721ff.: I/1, 5); die Möglichkeit des wirklichkeitsnahen Sprachporträts einer Fremdlingsfigur bleibt jedoch ungenutzt. Fremdheit und Fremdsprachigkeit der Exoten werden ebenso leer behauptet, wie die angeblichen Übersetzungen der jeweiligen Briefkonvolute „aus dem Dänischen“ (*Menozza* 1755ff.), aus den „Asiatischen Sprachen“ (*Reisender Persianer* 1761), „aus dem Arabischen“ (*Marokkanische Briefe* 1784) oder „aus dem Französischen“ (*Briefe eines Hottentotten* 1787f.).

Auch andere Versuche, das Exotische in Sichtweise und Sprache der fiktiven Exoten anzudeuten, repräsentieren Fremdes keineswegs in einem realistischen Sinn. Simple Übertragungen aus dem Munde des Marokkaners Sidi wie „Moschee“ für Kirche, „Imam“ für Kleriker oder „Sultan“ für Kaiser sind lediglich Pseudo-Exotismen (vgl. *Marokkanische Briefe* 1784: 11). Denn im Gegensatz zur realistischen Repräsentation der Fremden in Kleidung, Gestus und Aussehen enthalten diese naiven Übertragungen im Grunde die europäische Wahrnehmung: ein *Europäer* übersetzt unter der Maske des Exoten die Funktionen und Dinge der westlichen Welt in das vermeintlich fremde Vokabular des Orients. Das gilt auch in umgekehrter Richtung: Wenn Rustichello da Pisa im Zusammenhang mit den China-reisen des Marco Polo (1254-1324) in der deutschen Übersetzung von den „Beamten des Großkhans“ spricht, setzt er die europäische Funktionsbezeichnung an die Stelle der echten, die ihm nicht bekannt ist. Sicher handelt es sich bei den chinesischen Amtsträgern jedoch nicht um ein „Beamtentum“ im europäischen Sinne (vgl. *Il Milione* 1994 [1485]: 156f.).

Das abendländische Gelehrtenwissen, rationalistische Weltansicht, ja ganze Jargons aus dem europäischen Aufklärungsdiskurs fließen damit in die brieflichen Selbstcharakterisierungen und das vermeintliche Europabild der Reisenden ein. Gerade dieses höhere Wissen der fiktiven Fremden erscheint einem heutigen Leser so *naiv* im Blick auf das Realitätsbewußtsein ihrer Verfasser.

Die einfachste Technik des Pseudo-Exotismus ist die *Übertragung*. Übertragene Ausdrücke wie „Mufti“ für Papst (*Reisender Persianer* 1761: 43-45) verfremden das Eigene zwar, haben aber nicht immer einen kritischen oder spöttischen Unterton, wie z. B. die frechen Vergleiche des Hottentotten. Tolberg und Bispink lassen ihren Afrikaner nämlich glauben, in der pompösen Damenmode afrikanische „Ohrgehänge“ und „Gesichtsbemalung“ wiederzuerkennen (*Briefe eines Hottentotten* 1787f, 6. Brief, zit. n. Weißhaupt 1979: II/2, 359). Anders dagegen *schiefe* Übertragungen, die das typisch Europäische ironisieren, etwa wenn der Perser Izouf einen Geistlichen „Derwis“ nennt (*Reisender Persianer* 1761: 324); oder die debile Stadtwache einer deutschen Großstadt mit der Vorstellung von „Janitscharen“ verknüpft wird, bei denen es sich bekanntlich um eine besonders blutrünstige und herrschertreue Elitetruppe handelte (*Reisender Persianer* 1761: 43, vgl. Weißhaupt 1979: II/1, 232).

Für eine subtile Entfremdungskritik eignen sich auch die *Fehlübertragungen* des Persers. Izouf sagt in seiner Polemik der preußischen Kriegspolitik stets „Nazareer“, wenn er sich kritisch über die „Christen“ äußert:

„Du wirst erstaunen, Machmud, daß die Nazareer, und zwar die Gelehrte[n] unter denselben, solche Rechte zu behaupten sich unterwinden, derer sich die ärgsten Heiden, selbst die Hottentotten und Menschenfresser, schämen würden, [...]“ (*Reisender Persianer* 1761: 324, zit. n. Weißhaupt 1979: II/2, 239).

Izouf verfehlt hier die korrekte Bezeichnung für die Religion des Abendlandes. Aber der Ausdruck, der ihm unterläuft, charakterisiert ihn nicht in einer mimetischen Weise als Fremden, wie z. B. das Klischee des Chinesen, der ein „I“ für ein „r“ spricht. Das Wort „Nazareer“ verrät vielmehr Projektion und Intention des aufklärerischen Verfassers. Die Fehlübertragung (kein Europäer sagt „Nazareer“ für Christen) verkehrt nämlich subtil die polemische Zielrichtung. Mit dem Vorwurf an die Adresse aufgeklärter Christen, sie rechtfertigten Schlimmeres, als ein „Hottentotte“ oder „Menschenfresser“ je tun würde, wendet der Perser unwillkürlich einen zentralen Topos aus dem philosophischen Diskurs über das Fremde gegen die Aufklärung selbst. Liest man die Kritik des Orientalen an Preußen genau, so läßt sich sogar aus der Verschiebung von „Christen“ zu „Nazareer“ eine Mahnung an die christlichen Ursprünge vernehmen („Nazare[n]er“ = Urchristen). Das verstärkt die Kontrapjektion. In Zeiten militaristischer Landverheerung im Zuge der „Kabinettskriege“ erinnert der Perser an die friedfertigen Ideale der Urgemeinde. Die „Hottentotten= und Menschenfresser=Natur“ Friedrichs II. gerät damit in ironischen Kontrast zu dessen eigener Propagandaschrift (vgl. Weißhaupt 1979: II/2, 239).<sup>11</sup>

An anderer Stelle vergleicht der reisende Tibetener („Pundit“) die Klausur eines Frauenklosters mit einem barbarischen „Menschenopfer“ (*Briefe eines reisenden Punditen* 1787f.: 333; zit. n. Weißhaupt 1979: II/2, 337). Der Begriff „Menschenopfer“ entspringt natürlich nicht dem asiatischen Horizont, sondern ist dem Aufklärungsdiskurs um das vermeintlich „Wilde“ und „Barbarische“ der unzivilisierten Kulturen entnommen. Auch diese Übertragung ist gegen ihre ursprüngliche polemische Zielrichtung ironisiert.

Neben der *Übertragung* von einzelnen Begriffen ist die *Ersetzung* ganzer Sprechweisen das wichtigste Element pseudo-exotischer Gestaltung. So ist die deutsche Fraktur des Druckbildes von David Faßmanns bereits erwähntem *Reisenden Chineser* mit lateinisch gesetzten Fremdwörtern derart durchsetzt, daß sich der Eindruck eines Gelehrtenjargons aufdrängt. Schon durch seinen französischen Namen („Hérophile!“) ist der Pseudo-Chinese des 5000seitigen Reisejournals als *alter ego* des Aufklärers Faßmann ausgewiesen. Im Vorwort macht der „Autor“ auch gar keinen Hehl aus seiner Affinität zum gestelzten Jargon seines Kunst-Chinesen (Hervorhebungen im Original):

„HÉROPHILE, ein edler Chineser, hatte sich, von seiner Jugend an, auf Erlernung verschiedener ausländischen, und insonderheit Europäischen Sprachen geübet, die er, nebst seiner Mutter=Sprache, ziemlich wohl redete. Das Glück war ihm dermassen hold, daß es ihm Gelegenheit PROCURIRTE, vermittelst welcher er sich bey seinem Kayser INSINUÏREN, und in ausserordentliche Gnade setzen

<sup>11</sup> Vgl. König Friedrich II. von Preußen: *Untersuchung, ob etwa die heutigen europäischen Völker Lust haben möchten, dereinst Menschenfresser oder wenigstens Hottentotten zu werden*. Philadelphia (Schwerin) 1759. Friedrich der Große verfaßte übrigens ebenfalls sechs fiktive Briefe aus der Sicht eines Chinesen, allerdings in französischer Sprache: *Relation du Pihihü, émissaire de l'empereur de la Chine en Europe, traduit du chinois*. Cologne 1760. Die Schrift diente Friedrich als Propagandaschrift gegen seine österreichischen Gegner im Siebenjährigen Krieg (vgl. Weißhaupt 1979: I, 234).

kunte. Als nun der Beherrscher des Chinesischen Reichs vor einiger Zeit RESOLVIRTE, ein HABILES SUBJECTUM von seinen Unterhanen auszusuchen, und es auff seine Kosten in der Welt, vornehmlich aber in Europa herum reisen zu lassen, damit er, von Zeit zu Zeit, wegen des Zustandes und deren Begebenheiten in so mannigfältigen Reichen und Landen, wahre Nachricht und Bericht, durch dasselbe erhalten möchte: so fiel die Wahl auf den edlen Hérophile“ (Faßmann 1721ff.: I/1, 5).<sup>12</sup>

Mit Fremdwörtern überfrachtet, simuliert dieser Stil keineswegs einen fernöstlichen Denker und Sprecher; vielmehr inkorporiert er mit den französischen und lateinischen Fremdwörtern das „eigene“ (europäische) Fremde (Latinismen, Romanismen) anstelle des Exotischen. Unter der exotischen Maske äußert sich der erste „Zeitschriftsteller“ im aufklärerischen Redestil zu allen Aspekten des öffentlichen Lebens. Alle Ressorts in einem durchaus modernen Sinne werden dabei abgedeckt: politische Ereignisse, Naturkatastrophen, Verbrechen, Vertragsschlüsse und der Alltag des Großstadtlebens. Das Ziel von Faßmanns journalistischer Kritik sind aber nicht nur Hof, Staat oder Kirche als vielmehr auch die Projekte und Vertreter der Aufklärung selbst.

Gerade der Anteil an Eigenem (Wissen, Sprache und Diktion) sorgt hier für Verfremdung. Das Künstliche, Unehnte, Scheinbare der vorgeblichen Fremdheit der Exoten *befremdet* den Leser von heute umso mehr. Der moderne Leser fragt: Wie konnte man einem breiten Publikum solche Sprech- und Denkweisen als chinesisch, persisch, tibetisch oder indianisch verkaufen? Bildungshintergrund, Wissenshaushalt und Ausdrucksweise der Exoten sind doch stets die des deutschen (französischen, englischen) Kritikers! Diese *Halbierung* in einen exotischen und einen europäischen Wesenstil verfremdet die fiktiven Figuren derart, daß Fremdes und Eigenes unmittelbar in einer literarischen Figur kontrastieren. Für diese Zwitterstellung sind in einigen Fällen bereits die Namen ein Signal: „Hérophile, der Chineser“; „Kapeitsky, der Hottentotte“ oder „Menoza, der Asiate“.

Ich fasse zusammen: Sprachliche Pseudo-Exotismen dienen nicht der realistischen Repräsentation, sondern der perspektivischen Sprachverfremdung mit kritischer Intention. Der Oberbegriff des „Exotismus“ als ästhetisches Formprinzip läßt sich unterteilen in Xenismus (Imitation, Repräsentation) und Pseudo-Exotismus (Substitution, Verfremdung). Für Exotismus und Pseudo-Exotismus sind drei Techniken wichtig, erstens Übertragung (z. B. „Mufti“ für Papst), zweitens Substitution einer Sprechweise (z. B. Studentensprache) und drittens Verschlüsselung (z. B. Kryptonyme, Anagramme), wie noch zu zeigen sein wird. Der Anachronismus als „Exotismus in der Zeit“ verdient eine gesonderte Betrachtung. Als *Archaismus* vergegenwärtigt er eine vergangene Sprech- oder Ausdrucksweise; als *Utopismus* fingiert er die Sprache einer zukünftigen oder utopischen Welt.

### 3. Perspektivierung als Sprachverfremdung

Die Exoten haben eine vorurteilslose Brille, ein ungetrübtes Fenster zur europäischen Welt, sie selektieren anders, was Spielräume schafft für ein kritisches Korrektiv. Die Forschung

<sup>12</sup> Beliebige Passagen aus den Briefen des „Chinesers“ belegen die Stilkongruenz zwischen dem Herausgeber und dem briefeschreibenden Asiaten (z. B. im ersten Brief über „Teutschland“, vgl. *Reisender Chineser* 1721ff.: I/1, 6ff.). Der gelehrte Stil der Briefe ist allerdings sehr schwerfällig. Nicht nur der Umfang des Buches leidet an Verfettung. Ich habe daher die pointierte Stelle aus dem Vorwort ausgewählt, obwohl sie nicht aus der Feder des Chinesen stammt.

hat diesen „fremden Blick“ (Weißhaupt) des exotischen Beobachters mit drei Hauptmerkmalen charakterisiert.<sup>13</sup> Demnach ist die exotische Sichtweise auf die europäische Welt wie folgt strukturiert: Sie ist erstens „enthierarchisiert“ und simultan (Weißhaupt 1979: I, 301), zweitens „unparteilich“ und distanziert (ebd. 284ff.) und drittens vourteilslos und naiv (ebd. 298ff.). Simultaneität, Distanz und Naivität kennzeichnen auch die Sprachverwendung der fiktiven Reisenden. Denn die sprachliche Beschreibung spiegelt zwangsläufig die Struktur der fingierten sinnlichen Beobachtung. Dies unabhängig davon, ob die stilisierten Sicht- und Redeweisen realistisch motiviert sind oder nicht. Daher möchte ich diesen drei Aspekten im folgenden nachgehen.

### 3.1. Simultaneität der Sprache als Spiegel fremder Wahrnehmung

Das Zugleich der Geschehnisse, das Massenhafte und die Rationalität der Großstadt (Paris, London, Wien, Leipzig) prägen auch die Wahrnehmungsweise ihrer Besucher. Deren Sehweise ist visuell, parallel und spontan. Aber die Beschreibung folgt nicht nur der Beobachtung; der Beobachter *entspricht* auch dem Beobachteten.<sup>14</sup> Die Hektik der Großstadt wühlt den exotischen Passanten auf und treibt ihn ruhelos um. Das naive Gemüt wird betäubt vom Lärm der Stadt. Formal spiegelt sich diese sinnliche Simultaneität in der Mischung der fragmentierten Erzählformen wie Brief, Tagebuch, Notiz oder Dialogpart innerhalb der Briefsammlungen.

Von dem ungeheuren Eindruck, den das Großstadtleben auf Bewohner geruhsamerer Breiten machen mußte, spricht ein Zitat aus einem Vorläufer der fiktiven Briefsammlungen, aus Charles Rivières Du Fresnys *Amusements sérieux et comiques d'un Siamois* (Amsterdam 1702 [1699]). Der Erzähler sagt über seinen „Siamesen“:

„Je suppose donc que mon Siamois tombe des nues, & qu'il se trouve dans le milieu de cette Cité vaste & tumultueuse, où le repos & le silence ont peine à régner pendant la nuit même; d'abord le cahos bruyant de la rue Saint Honoré l'étourdit & épouvante, la tête lui tourne.

Il voit une infinité de machines différentes que des homes font mouvoir: les uns sont dessus, les autres dedans, les autres derrière: ceux-cy portent, ceux-là sont portez; l'un tire, l'autre pousse; l'un frappe, l'autre crie, celui-cy s'enfuit, l'autre court après. Je demande à mon Siamois ce qu'il pense de ce spectacle: J'admire & je tremble, me répond-il [...].“ (Du Fresny 1702: 29-31; zit. n. Weißhaupt 1979: I, 301)<sup>15</sup>

<sup>13</sup> Dazu auch Kleinspehn 1989: 233-295 („Die Verdoppelung der Bilder und die Flüchtigkeit der Moderne“).

<sup>14</sup> Das neue Sujet (die Großstadtwelt) machte auch neue Erzählhaltungen erforderlich, so z. B. den „hypostasierten Erzähler“ (Klotz 1969: 19). Dazu auch Wiedemann 1987: 24ff.

<sup>15</sup> „Ich vermute, daß mein Chinese sich wie aus den Wolken gefallen inmitten dieser riesigen und tumultartigen Metropole wiederfindet, wo selbst in der Nacht kaum einmal Ruhe oder Stille herrscht; zunächst erschreckt ihn das lärmende Chaos der Rue St. Honoré und macht ihn fast taub; es schwirrt ihm der Kopf. // Er sieht unendlich viele verschiedene Maschinen, die von Menschen in Bewegung versetzt werden: Es gibt Menschen unter den Maschinen, in ihnen und hinter ihnen: Die einen tragen, andere werden getragen; einer zieht, ein anderer treibt an; dieser klopft, jener macht ein schrilles Geräusch, dieser hier flieht, jener läuft hinterher. Ich frage meinen Chinesen, was er von diesem Spektakel denkt: 'Ich staune und zittere', antwortet er mir [...].“ (Übersetzung R. C.)

Die lange Kette von Konjunktionen und Doppelpunkten suggeriert die Spontaneität der Fremdwahrnehmung. Sprache und Wahrnehmung des Fremden sind in ihrer Simultaneität pseudo-exotisch perspektiviert.

### 3.2. Entlarvung und Verschlüsselung als Ausdruck von Distanz

Eine weitere Verfremdungstechnik besteht in der Sprechhaltung des kritischen Wilden. Dabei kommt es zu zwei Formen der Distanzierung. Zum einen entlarvt der Fremde europäische Sitten und Gebräuche, indem er sie schildert, ohne ihre rituellen und konventionellen Zusammenhänge zu kennen. Zum anderen werden Länder, Personen und Institutionen verschlüsselt, so daß der aufmerksame Leser sie erst rückübersetzen muß, um Spott und Kritik herauslesen zu können. Zunächst zur ersten Form der Distanzierung. Der Hottentotte beschreibt einen deutschen Galant, der, kaum aus Paris zurück, die neuesten Trends in Konversation, Tanz und Etikette nachmacht:

„Er diehet sich auf de[m] Absatz, hüpfet nur und pfeift, wenn er nicht singt oder trillert.“ (*Briefe eines Hottentotten* 1787f.: 142; zit. n. Weißhaupt 1979: II/2, 370)

Die rein äußerliche Beschreibung durch einen Fremden, der mit Menuett, Opernarien und Kratzfuß nicht vertraut ist, offenbart die Mechanik dieses Verhaltens. Der Deutsche, der alles Französische nachäfft, benimmt sich wie eine „Marionette“ (Weißhaupt 1979: II/2, 370). Diese Entlarvung großstädtischer Affektiertheit erinnert an einen weiteren Topos „ungesitteter“ Europakritik. So meint der Afrikaner das wahre Wesen der Europäer zu durchschauen, wenn er ihre Heiratsmotivation betrachtet: *Mode und Materialismus machen sie zu „gesitteten Maschinen“* (*Briefe eines Hottentotten* 1787f.: 66; zit. n. Weißhaupt 1979: II/2, 359). Indem der naive Fremde die konventionellen Verhaltensweisen trocken auflistet, demaskiert er die leere Mechanik des Zeremoniells. So werden umständliche Floskeln zu „Minen-Manövern“ (Weißhaupt 1979: II/2, 370).

Die zweite Form der Distanzierung ist das Sprechen in Verdrehungen und Verschlüsselungen. Izouf überträgt die europäische Welt in Kryptonyme, z. B. auf der Lautebene: „Tretucheschei“ (Deutsches Reich), „epauroisch“ (europäisch) oder „Ferricedi in Pensures“ (Friedrich II. von Preußen). Anagramme dienen hier der „verdeckten Schreibweise“.<sup>16</sup> Kritische Aussagen sollen aus Angst vor Zensur oder Repressalien nicht direkt auf ihren Gegenstand zielen. Semantische Wortspiele ergänzen die Tarntechnik: „Tryfuß“ steht für den Heiligen Stuhl (des Papstes) in Anspielung auf den Sitz des (orthodoxen) Patriarchen. Eine

<sup>16</sup> Die Verschlüsselungen im Beispiel *Reisender Persianer* 1761 und das Spiel mit den Pseudonymen der Verfasser, das für das Genre typisch ist, hängen eng zusammen. In den Varianten der *Lettres persanes* gibt es eine Fülle von solchen rhetorischen Figuren, wie Kryptonyme, Anagramme, Akrosticha, Abbréviaturen und Palindrome. Dazu gehört auch die „Technik der Gedankenstriche“ in *Briefe eines Hottentotten* 1787f. (vgl. Weißhaupt 1979: II/2, 362f.). Auslassungen, markiert durch Gedankenstriche, dienen dem Afrikaner dazu, die affektierte Gesten- und Gebärdensprache des europäischen Rokoko wiederzugeben. Ein Gedankenstrich signalisiert z. B. einen Bückling, einen Handkuß usw. Die Ellipse suggeriert die Hilflosigkeit des exotischen Besuchers vor der Affektiertheit des Zeremoniells. Erwin Rotermond spricht in diesem rhetorischen Zusammenhang von der Figur der Aposiopese, der Auslassung des Wesentlichen, das eigentlich gemeint sei. Rotermond wählt als Beispiel die Literatur der „Inneren Emigration“ aus der NS-Zeit (vgl. Erwin und Heidrun Ehrke-Rotermond: „Literatur im ‚Dritten Reich‘.“ In: Zmegac 1978ff.: III/1, 318-384; besonders 355-384).

realistische Motivation kommt hier nur am Rande in Frage, etwa im Sinne einer lautlichen Imitation von Fremdsprachen oder eines Kauderwelsch-Effekts („Fach-Chinesisch“).

Noch eine merkwürdige Übertragungstechnik fällt ins Auge. Ich möchte dieses Phänomen *Binnenverschiebung* nennen: Izouf meint Länder, wenn er altertümelnd „Gaue“ sagt oder Krieg, wenn er von der „Jagd“ spricht; Soldaten gelten ihm dementsprechend als „Jäger“ (*Reisender Persianer* 1761: 110f.). Hier handelt es sich um eine Synthese aus Ersetzung und Verschiebung. Das eigentlich Gemeinte (europäische Herrschaftsstruktur und Politik des Absolutismus) wird *substituiert* durch ein Eigenes, das aus einem anderen Bereich (Bauernsprache, mittelalterliche Feudalwelt) stammt. Gleichzeitig sind diese Verschiebungen verharmlosend. Die provinzielle Ausdrucksweise „idyllisiert“ das Objekt der Polemik allerdings nur, um es letztlich ironisch zu entlarven.

### 3.3. Sprachsubstitution und die Naivität des Fremden

Eine andere Technik, um die Jugendlichkeit und naive Unverblümtheit der Exoten auszudrücken, besteht darin, sie im Jargon der Burschenschaften sprechen zu lassen. Beispiel hierfür ist der Hottentotte bei Tolberg und Bispink. Verkörpert der „hottentottische“ Wilde bei Lessing, Lichtenberg und Voltaire eigentlich das Wilde und Häßliche, so spricht er in seinen Briefen in der Studentensprache. Das suggerieren Wendungen wie „sich auf die Sokken machen“ (*Briefe eines Hottentotten* 1787f.: XII), „da sieht es windig aus“ (ebd. 105) oder „den Braten riechen“ (106). Andernorts schildert der Afrikaner, wie die arroganten Zivilisationsmenschen des christlichen Abendlandes einen schwarzen Landsmann „zum Sklaven vermöbeln“ (ebd. 16). Hier wird „sprachliche Nonchalance“ (Weißhaupt 1979: II/2, 371) als Ausdruck einer „Stimme der Natur“ (ebd.) zum eigenständigen Jargon erhoben.<sup>17</sup>

Diese sprachliche und perspektivische Substitution treiben Tolberg und Bispink kunstvoll auf die Spitze. Der Hottentotte spricht so kindlich naiv und doch ironisch wissend zugleich, daß die Bewußtseinsgrenzen zwischen Erzähler und Figur subtil verschwimmen. Das veranschaulicht z. B. der naive Dingvergleich, den der Afrikaner liebt. Mit unverstelltem Blick entlarvt er die Modetorheiten der Pariser Haartracht. Die Hochfrisur einer mondänen Dame erscheint ihm als ein Gebäude mit mehreren Stockwerken, denn die europäische Bauweise ist ihm als „Hüttenbewohner“ sofort aufgefallen. Der Eindruck der Großstadt strukturiert seinen Blick ebenso wie seinen sprachlichen Vergleich:

„Man nimmt eine Unterlage von gekochtem Pferdehaar, über welche das Kopfhair geschlagen und mit eisernen Nadeln festgemacht wird. Ist dieses in Höhe gebauet; sind an den Seiten ein paar Locken angebracht, die auf die Brust herab, oder an den Ohren herumhängen, kurz, ist das *Haargebäude* in Ordnung, so tritt der Friseur ab, und das Kammermädchen an, um die letzte Hand an das Gebäude zu legen, und die letzte Etage nebst Dach, Dachrinnen und Verzierungen in erhobener oder nicht erhobener Arbeit anzubringen. Steif und unbeweglich sitzt die Dame ihre drei bis vier Stunden, den Spiegel in der einen und einen Roman in der andern Hand, und überläßt sich den Händen ihrer Schöpferin. Aber dann solltest Du auch mahl so einen Kopf in seinem vollen Glanze sehen! Du würdest staunen und nicht wissen, wie ein so großer Kopf und eine so kleine

<sup>17</sup> Winfried Weißhaupt ist auch der Nachweis dieser Sprachebene zu verdanken (vgl. Weißhaupt 1979: II/2, 371, Anmerkung A). Mit Hilfe des Wörterbuchs *Idiotikon der Burschensprache* (Halle 1795) kann man den Jargon des Hottentotten als Jugend- und Studentensprache des 18. Jahrhunderts identifizieren (vgl. *Studentensprache und Studentenlied* 1849: 1-118).



Person zusammen gekommen wären.“ (*Briefe eines Hottentotten* 1787f.: 52f., zit. n. Weißhaupt 1979: II/2, 258f. – Hervorhebung R. C.)

Das „Hochhaus“ aus Glitter und Pomade auf dem kleinen Haupt einer zarten Modeschönheit bringt die europäische Disproportion sehr schön ins Bild. Dem technischen und kulturellen Aufwand der westlichen Großstadtwelt und ihrem Modezirkus steht nur ein spärlicher Lustgewinn entgegen, und viel Natürlichkeit geht verloren.

#### 4. Anachronismen als utopische Gesellschaftskritik

Ein verwandtes Kunstmittel ist der Anachronismus, wenn man ihn als einen „Exotismus in der Zeit“ versteht.<sup>18</sup> Ein deutsches Beispiel zielt ab auf solche anachronistischen Effekte: die Türkenfigur des Autors mit dem Pseudonym Philaleth (*Tuerkische Briefe*, Gotha 1790) hat ein Wissen, das dem Bewußtsein des Lesers um viele Jahrzehnte voraus ist und für viele Pointen in Form von historischen Exotismen sorgt.

Es wäre zu klären, ob solche Anachronismen nicht literarische Muster sind, die in die utopische und phantastische Literatur eingeflossen sind (z. B. mit der Zeitreise als einem Ursprungsmotiv moderner *Science fiction*). Ein Quellenfund schafft darüber Klarheit. In den anonym publizierten *Asiatische[n] Briefen im deutschen Kleide* (Leipzig und Frankfurt 1763), die Weißhaupt (1979: I, 159) unter „nicht auffindbare (deutsche) Texte“ auflistet, erfährt das Genre eine einmalige Verdichtung und Steigerung.<sup>19</sup> Das Werk fingiert die fragmentarische Sammlung von Briefen eines Deutschen aus einer erfundenen Fremde. Dieses Pseudo-Asien erinnert zwar stellenweise an Friedrich Wilhelm Meyerns fiktives Tibet in *Dya-Na-Sore* (Leipzig 1787-91). Im Gegensatz zu Meyerns Pseudo-Asien, das man als „französisches Tibet“ lesen kann (vgl. de Bruyn 1986: 89-92), bleiben aber Länder-, Orts- und Personennamen der *Asiatischen Briefe* vieldeutig. Ein Phantasienamen wie „Algema-

<sup>18</sup> Für die modernen Verarbeitungen des Motivs vom exotischen oder mythischen Fremdling sind Anachronismen zentral. Man denke nur an die Modernisierung der mythischen Fremdlingsfigur in Christoph Ransmayrs Entfremdungsepos *Die letzte Welt*, ein Roman aus einem „Ovidischen Repertoire“ (vgl. Ransmayr 1988). Naso und seine neomythischen Antagonisten fahren darin Passagierschiff und Auto, rauchen Zigaretten und unterhalten sich per Telefon. Herbert Rosendorfer dagegen aktualisiert in seinem Roman *Briefe in die chinesische Vergangenheit* das bekannte Muster auf ebenfalls anachronistische Weise: Ein alter Chinese besucht das heutige München (vgl. Rosendorfer 1986).

<sup>19</sup> Folgendes Exemplar konnte ich dank der unermüdlichen Recherchen von Violetta Weyer, Berlin, ermitteln: *Asiatische / Briefe / im deutschen Kleide*. Frankfurt und Leipzig, 1763, ca. 167 x 98 mm, 128 Seiten, in einem Band mit der ebenfalls anonymen Erzählung *Der Bräutigam ohne Braut*, 1765. Standort: Universitätsbibliothek München, Signatur: 8 P. germ. 2102 # 4/5. Bei Winfried Weißhaupt firmiert dieses Werk unter „Asiatische Briefe, im deutschen Kleide. – Frankfurt 1763. 8°, 8 Bog.“ (Weißhaupt 1979: I, 159). Die genannten Messeorte Frankfurt (Main) und Leipzig dienen dem unbekanntem Verfasser vermutlich als fiktive Verlagsangaben. Auch Pezzls anonym erschienene *Marokkanische Briefe* verbrämen den wahren Erscheinungsort Wien mit der Angabe „Frankfurt und Leipzig“. Friedrich von Hagedorns Übersetzung der *Lettres persanes* ins Deutsche weist diese Erscheinungsorte ebenfalls aus (vgl. Montesquieu 1759 und Weißhaupt 1979: I, 146). Die Fingierung von Verfassernamen (Pseudonym) und Erscheinungsort (Messestädte) war im 18. Jahrhundert üblich, um religiös, politisch oder sittlich brisante Werke vor dem Zugriff der Zensoren zu schützen. Auch die anonyme Erstausgabe von Schillers *Die Räuber* (1781) fingiert die Verlagsorte „Frankfurt und Leipzig“ auf dem Titelblatt (vgl. Grawe 1982: 76f.). Wie Hagedorns Übersetzung erschien auch Schillers berühmtes Stück im Eigenverlag.

lenien“ (*Asiatische Briefe* 1763: 4) mischt Anklänge aus „Allemande“, „Angleterre“ und „Germanien“. In der ominösen Weltgegend wimmelt es aber nur so von orientalischi-asiatischen „Chans“ (ebd.: 11), „Vezier[en]“ (24), „Mandarinen“ (49) und „Fakiren“ (ebd.). Die europäisch-exotische Doppelgestalt wird noch dadurch verstärkt, daß in diesem Phantasieland urdeutsche „Hofmeister“ (14), „Junker“ (16) und „Vögte“ (60) wie selbstverständlich neben exotischen Amtsträgern auftreten. Diese Täuschungsmanöver beruhen zum Teil buchstäblich auf Techniken der *Vertauschung*. Bizarr verkehrt erscheinen z. B. die Höflichkeitsfloskeln in diesem befremdlichen Land: An die vornehmen „Algemenierinnen“ wendet man sich mit „Masire“ (9), einer Mischung aus frz. „Madame“ und engl. „Sir“ oder „Sire“ von lt. „senex, senior“ als Ehrenbezeichnung für einen Älteren, der auch sozial höhergestellt ist. Die pseudo-exotische Anrede ist ein sprachlicher Hermaphrodit; dies analog zur „eurasischen“ Mischung der geographischen Sphären, die sich in der scheinbar fremden Welt manifestiert.

Das pseudo-exotische Verwirrspiel setzt sich fort in einer munteren Laut- und Sinnmélange: ein fremdes Großreich heißt „Monopolien“ (16); ein „Herr von Rhinoceros“ (ebd.) parliert mit einem Jüngling namens „Siegfried“ (ebd.); „Absalon“, „Chodabends“ und „Nimrod“ (alle ebd.) agieren bunt durcheinander. Den Figuren eignen die abstrusesten Rollen und Funktionen. Auch die Geographie ist ein semantisches und phonetisches Chaos: eine Provinz heißt „Zenom“ (25), eine Stadt „Azurien“ (77) und verschiedene Flüsse „Xantem“ (29), „Rem“ oder „Lysam“ (beide ebd.). Die Stadt „Sinseg“ erinnert von ferne an den (fiktiven) Erscheinungsort des Werkes, an das Leipzig des 18. Jahrhunderts. Die sächsische Metropole war damals ein Tummelplatz der Rokokomodern und des galanten Gesellschaftsrummels (8ff.). Beginnt man damit, die Kunst- und Tauschwörter aufzuschlüsseln, also z. B. „Sinseg“ als Neologismus aus „Sinesen, sinesisch“ und „Leip-zig“ zu verstehen, so eröffnet sich das weite Feld einer Pseudo-Etymologie, die ins Unendliche abdriftet. Die Anagramme, Silbenspiele und Sinnrätsel liefen in diesem Sinne auf Elemente eines Schlüsselromans hinaus. Aber immer wieder werden Kryptogramme aus einer nicht weiter erklärten Sprache heraus abgeleitet, was über simple Verschlüsselungen hinausgeht. Danach soll „Algemenien“ z. B. „verdorbener Magen“ oder „wilder Geschmack“ bedeuten (7); der Beiname „Calzem“ für eine schöne junge Frau „in unserer Sprache“ so viel wie „weisse Rose“ (39) heißen. Angesichts einer funktionierenden Gedanken-Gendarmerie im Europa des 18. Jahrhunderts stellt sich die Frage,<sup>20</sup> ob hier nicht in Ansätzen das Projekt einer satirischen Kunst-Etymologie zu erkennen ist, die analog zur politischen Allegorie und Mythologie die realen Verhältnisse tarnen sollte.<sup>21</sup>

Der Beziehungsreichtum wird schließlich mit dem zweiten Reiseziel des Deutschen auf die Spitze getrieben: der Briefeschreiber porträtiert ein fabulöses „Kalifornien“ und macht

<sup>20</sup> Zur Zensur im 18. Jahrhundert vgl. Weißhaupt 1979: I, 315-319. Dazu auch Darnton 1982: 167-208 und Farge 1993: 21-92.

<sup>21</sup> Eine Nähe der (pseudo)exotischen Verbrämungen zur Mythologie als „verdeckter Schreibweise“ kann man in den bocksfüßigen Satyrgestalten ausmachen, die in den Titeltupfern der Briefsammlungen häufig vorkommen (faksimiliert bei Weißhaupt 1979: II/2, 245\*; 325\*). Nicht etwa schlitzäugige oder schwarzhäutige Fremdlinge bilden das Markenzeichen des Genres, sondern neben den mythischen Satyrn bärtige Diogenesgestalten in weiten Gewändern (ebd.: 251\*; 351\*). Weißhaupt vermutet übrigens in der merkwürdigen Namenswahl Faßmanns für seinen Chinesen „Hérophile“ eine mythologische Anspielung: „Der antikisierende Name „Heldenfreund“ eröffnet keine Beziehung zum Fernen Osten. läßt allenfalls an den Heroenkult, die Selbststilisierung der feudalen Herrscher in der Herkules-Mimesis, denken“ (Weißhaupt 1979: I, 29).

mit seinen Variationen dieses Ländernamens so viele Anspielungen, daß der Leser völlig ratlos bleibt: von „kalif“ (arabisch für „Nachfolger“) bis zu den „Galliern“, „Kelten“ („Gallifornien“, „Celtiberonia“) reicht das assoziative Durcheinander. Das ominöse Land „gegen Morgen“ (also im Westen) kann fast alles verkörpern, ein asiatisches Utopia, das vorrevolutionäre Frankreich oder den amerikanischen Kontinent. Die englischen Kolonien in Nordamerika befanden sich immerhin im Erscheinungsjahr der Briefe, 1763, am Vorabend des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges.

Nicht nur räumlich, auch zeitlich kann man dieses pseudo-exotische Nirgendwo (oder Überall) schwer einordnen, weil der reisende Briefeschreiber sich auf den „algemalenischen“ Kalender mit seiner Zeitrechnung bezieht. Dieser Kalender transzendiert alle europäischen Zeitbegriffe. Dem fremdartigen Utopia entspricht eine exotische „Uchronie“.<sup>22</sup> Einen seiner kuriosen Exkurse aus „Kalifornien“ über so disparate Themen wie „Elephanten“, „Religion“ oder den „Ursprung warmer Bäder“ beginnt der Briefeschreiber mit der Zeitangabe: „Im Jahr der Welt 9041“ (*Asiatische Briefe* 1763: 69). Das kann einerseits auf andere Zeitrechnungen (wie etwa im Judentum oder Islam) verweisen. Andererseits erzielt der Verfasser mit diesem zeitlichen Pseudo-Exotismus eine Überzeitlichkeit der Geschehnisse, von denen er durch seine Figur berichtet. Dieser zeitliche Utopismus als Mittel der Gesellschaftssatire ist an dieser Stelle umso erstaunlicher, als der erste Zukunftsroman erst sieben Jahre später erscheint: Louis-Sébastien Merciers *L'an 2440* (Amsterdam, 1770). Allerdings geht es Mercier nicht primär um eine Kritik der Gegenwart, sondern vielmehr malt er ein phantasievolles Bild einer schönen neuen Aufklärungswelt, in der die *Encyclopédie* nicht nur Schul-Lektüre ist, sondern auch die Mauern der Bastille geschleift sind und allgemeines Vernunftdenken herrscht. Mercier erweitert mit seiner Paris-Beschreibung aus dem dritten Jahrtausend die herkömmlichen Staats- und Gesellschaftsutopien, die stets auf fernen Inseln angesiedelt waren (wie bei Morus, Campanella, Schnabel) oder auf fremde Planeten auswichen (wie bei Francis Godwin oder Cyrano de Bergerac). Das Werk wurde damit zum Vorläufer des modernen Zukunftsromans von Döblin bis Orwell.

Dem Verfasser der *Asiatischen Briefe* geht es mit seinem uchronisch-utopischen Entwurf dagegen nicht um das Porträt einer besseren Zukunftswelt, sondern um einen kritischen Blick auf die eigene Gegenwart. Damit gestaltet er die gegenwartsbezogene Zeitsatire rund zwanzig Jahre vor Jean Pauls „Abhandlung aus dem Jahre 3059“, die 1783/84 entstand und Fragment geblieben ist. Der Inhalt dieser Schrift tut hier nichts zur Sache; bemerkenswert bleibt allein die satirische Durchschlagskraft, die die zeitliche Entrückung des kritischen Blicks mit sich bringt.<sup>23</sup>

<sup>22</sup> Vgl. den Begriff der „Uchronie“ bei Kohl 1986: 223-238.

<sup>23</sup> Diesen quasi unterirdischen Zusammenhang zwischen dem Montesquieuschen Schema und Jean Pauls satirischem Genie hat Eduard Berend geahnt, wenn er die „Abhandlung aus dem Jahre 3059“ kommentiert: „Hier handelt sich aber nicht um die Ausmalung eines utopischen Zukunftsbildes, sondern es wird die Gegenwart aus der Perspektive der Zukunft betrachtet und dadurch in satirische Beleuchtung gerückt, also gewissermaßen das witzige Prinzip der ‚Lettres persanes‘ aus dem Räumlichen ins Zeitliche übersetzt.“ (Berend 1931: II/2: XIV)

## 5. Von der exotischen Satire zur prophetischen Polemik

Spricht der aufklärerische Verfasser durch das Sprachrohr eines Fremdlings im Eigenen oder eines Fremden aus der räumlichen oder zeitlichen Ferne, so steht hinter all diesen Masken die gleiche literarische Konstruktion, nämlich die *Kunstfigur eines literarischen Ichs*, das sich *polemisch* gegen die eigene Gesellschaft richtet. Damit braucht der Verfasser als Urheber der Kritik, die er durch sein exotisches *alter ego* äußert, seine wahre Identität nicht unmittelbar preiszugeben.

Ein schlichtes Beispiel aus Johann Pezzls *Marokkanischen Briefen* (1784) soll zur prophetischen und heroischen Sprachstilisierung bei Hölderlin, Schiller oder Moritz überleiten. Das Zitat verdeutlicht weniger das Prinzip der Substitution eines eigenen Jargons. Vielmehr kommt die Doppelung von pseudo-exotischer *Fremd-* und unterschwelliger *Eigen-*perspektive gut zum Ausdruck. Pseudo-exotisch übertragen spricht der Marokkaner Sidi, wenn er wie üblich „Sultan“ sagt für König; europäisch aber spricht er, wenn er die Zersplitterung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation in die Begriffe der klassischen Staatslehre faßt:

„Hier herrscht ein Sultan, dort ein Emir, dort ein Mufti, hier ein Derwisch, weiter hin ein Dey, dort ein Nest voll Imans, nebenbei ein Divan von Pantoffelflikern; hier ein *kleingrosser Pascha*, dort ein *großkleiner Aga*; und so weiter. Despotien, Monarchien, Aristokratien, Oligarchien, Demagogien, Hierarchien und Anarchien, alles liegt hier durcheinander: alles drückt und drängt einander.“ (*Marokkanische Briefe* 1784: 11 – Hervorhebung R. C.)

Das Zitat veranschaulicht die sprachliche Doppelgestalt der Exotenfigur. Dazu muß man den Text in drei Teile zerlegen, die von der Hervorhebung des chiasmatischen Mittelsatzes markiert werden. Die Wendung „hier ein *kleingrosser Pascha*, dort ein *großkleiner Aga*“ spaltet die literarische Figur in seine zwei sprachlichen Sphären auf. Im *oberen* Teil herrscht die scheinfremde Perspektive des Arabers vor, der die deutsche Kleinstaaterei in Exotismen überträgt; im *unteren* Teil dagegen spricht die unverbrämte Stimme des deutschen Verfassers, die an der abendländischen Staatstheorie geschult ist, wenn Sidi die vielen „-archien“ aufzählt.

Der Chiasmus in der Mitte versinnlicht die Verkehrung und Verwirrung der deutschen Zustände in der rhetorischen Figur „grossklein / kleingross“. Zerlegt man die Adjektive, so ergibt sich nämlich die rhetorische Figur nach dem Schema a-b-b-a. Die ironische Schelte durch chiasmatische Redefiguren erinnert an die Sprache der ersten Fremdlinge im eigenen Land, zum Beispiel Hölderlins Hyperion. Die Buntscheckigkeit Deutschlands war im übrigen auch für Meyerns Abdul Erzerum Anlaß für Polemik (vgl. *Neue persische Briefe* 1787: 85f.). Eine Passage aus einem Brief Hölderlins, die in Ton und Thema die Scheltworte Hyperions evoziert, ist den Worten Sidis erstaunlich ähnlich:

„Man kann wohl mit Gewißheit sagen, daß die Welt noch nie so bunt aussah wie jetzt. Sie ist eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Widersprüchen und Kontrasten. Altes und Neues! Kultur und Roheit! Bosheit und Leidenschaft! Egoismus im Schafpelz, Egoismus in der Wolfshaut! Aberglauben und Unglauben! Knechtschaft und Despotism! unvernünftige Klugheit, unkluge Vernunft! geistlose Empfindung, empfindungsloser Geist! [...] Strenge ohne Menschlichkeit, Menschlichkeit ohne Strenge! heuchlerische Gefälligkeit, schamlose Unverschämtheit! altkluge Jungen, läppische Männer!“ (Hölderlin 1992ff: III, 252)

Diese chiasmatischen Verkehrungen („*geistlose* Empfindung, empfindungsloser *Geist*“), die die Paradoxien der Zeit beschreiben, leuchten in Ton und Stil auch zwischen den Zeilen der

berühmten Scheltrede im *Hyperion*, in dem er von der deutschen „Zerrissenheit“ spricht und damit einen Topos wählt, der im Diskurs der Aufklärung zu einem Klischee geronnen ist:

„Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das *zerrißner* wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder *zerstückelt* untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?“ (Hölderlin 1992ff.: II, 168 – Hervorhebungen R. C.)

Die „Zerstückelung“ (Hölderlin) entspricht der hoffnungslosen „Buntheit“ und „Ungeheuerlichkeit“ (Pezzl) der deutschen Misere. Das Deutschland der vielen absolutistischen Ministaaten ist eine „monströse Republik“. Das sagt Pezzls Marokkaner Sidi im bereits zitierten Brief (*Marokkanische Briefe* 1784: 11). Und auch der Perser Izouf vergleicht die deutschen Widersprüche mit einem Ungeheuer:

„Man bildet sich aber Begriffe von allem, die denen *zweyköpfigten Mißgeburten* gleichen; man schanzet denen Lastern die größte Ehre, und denen Tugenden Schande und Verachtung zu [...]“ (*Reisender Persianer* 1761: 85; zit. n. Weißhaupt 1979: II/2, 231)

Damit schließt sich der Kreis: Weil die kritisierte Wirklichkeit so widersprüchlich ist (durch Zensur, Absolutismus und Partikularismus), wird ihr nur eine widersprüchliche Instanz der Kritik gerecht. Der Doppelgesichtigkeit und Doppelzüngigkeit der Gesellschaft begegnet ihr Kritiker mit einer „zweyköpfigten“ literarischen Figur: dem Exoten, der beides zugleich besitzt: naive Spontaneität und Gelehrtenwissen, satirische Naivität und utopischen Aufklärungsanspruch, Nähe und Distanz. Hinter der Satire der Exoten, die von ihren geistigen Vätern buchstäblich als „Satyrn“ angelegt sind, verbirgt sich stets auch die Polemik des Propheten. Die Analyse pseudo-exotischer Sprachverfremdungen macht diesen Zusammenhang zwischen „fremder“ und prophetischer Redeweise offenbar. Ironie, Paradoxie und chiasmatische Verkehrungsfigur prägten schließlich auch das rhetorische Arsenal der großen Polemiker des Alten Testaments.<sup>24</sup> So entfährt es dem Perser Usbek im Namen des Propheten (Allahs!) angesichts der Ignoranz der Europäer: „Ich bin hier umgeben von einem ungläubigen Volk.“ (Montesquieu 1991: 39 – Hervorhebung R. C.). Erst vor diesem Hintergrund des exotistischen Sprach- und Maskenspiels erhält auch Hyperions prophetische Deutschenschelte ihre weltliterarische Kontur.

<sup>24</sup> Zu Paradoxie, Ironie und Verkehrung bei den Propheten vgl. z. B. Amos 4a-5: „Bringt eure Schlachtopfer am dritten Tage, räuchert Sauerteig zum Dankopfer und ruft freiwillige Opfer aus und verkündet sie: denn so habt ihr's gern, ihr Israeliten, spricht Gott der HERR!“ Die Imperative des Propheten Amos sind hier ironisch gemeint und machen auf paradoxe Zustände im Umgang mit Ritualgesetzen und Eßvorschriften aufmerksam. Nicht satirisch, sondern utopisch spiegeln die „Friedensparadoxe bei Jesaja 11, 6ff. („Der Wolf wird beim Lamm zu Gast sein. [...]“) die paradiesischen Zustände des kommenden Reiches. Diese kommende Ordnung bedeutet, daß die *verkehrte* Welt wiederum *umgekehrt* und damit erst richtig gestellt, also geheilt wird.

## Literaturverzeichnis

## Primärliteratur

- Anonym (1787): *Briefe eines reisenden Punditen über Sklaverei, Möncherei, und Tyrannei der Europäer an seinen Freund in U-pang*, Leipzig.
- Anonym [vermutlich Brenner, Ignaz von] (1809-1810): *Bruchstücke aus den Papieren des Türken Hassan*, Teil 1-3, Berlin.
- Faßmann, David (1721-1733): *Der, Auf ORDRE und Kosten Seines Ka'ysers reisende Chineser, Was er, Von dem Zustand und denen Begebnissen der Welt, insonderheit aber derer Europa'sischen Lande, dem Beherrscher des CHINESISCHEN Reichs, vor Bericht erstattet [...]. Meistentheils in anmuthigen Gesprä'chen vorgestellt*, [in Fortsetzungen], Leipzig.
- Gesner, Conrad (1555): *Mithridates. De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt*, Zürich (Reprint, hg. v. Manfred Peters. Aalen 1974).
- Hamid [Pseudonym] (1785): *Hamids Meynungen über die Marokkanischen Briefe. An seinen Freund Sidi*, Leipzig.
- Hölderlin, Friedrich (1797-1799): *Hyperion oder der Eremit in Griechenland*, Tübingen.
- Hölderlin, Friedrich (1992ff.): *Sämtliche Werke und Briefe*. Hg. von Jochen Schmidt. 3 Bde., Frankfurt am Main.
- Huelsenbeck, Richard, Hg. (1920): *Dada Almanach. Im Auftrag des Zentralamts der deutschen Dada-Bewegung*, Berlin (Reprint New York 1966).
- Izouf [Pseudonym] (1761): *Staats=Veränderungen von Tretucheschei und andern Epau-roischen Staaten, durch einen reisenden Persianer Izouf in einigen Briefen an seinen Bruder Machmud, erörtert, und übersetzt von einem Liebhaber derer Asiatischen Sprachen* [vielmehr deutsches Original], Nürnberg.
- Kayser, Johann Andreas (1755-1757): *Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umher durchzogen, Christen zu suchen [...] aber des Gesuchten wenig gefunden [...]. Aus dem Dänischen* [vielmehr deutsches Original], Hollstein [Frankfurt?].
- Meyern, Wilhelm Friedrich [eigentlich anonym] (1787): *Abdul Erzerum's neue persische Briefe*. Theil 1, Wien und Leipzig.
- Meyern, Wilhelm Friedrich (1979 [1787-1791]): *Dya-Na-Sore, Oder die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Sam-Skritt*. Hg. v. Günter de Bruyn, Frankfurt/Main.
- Montesquieu, Charles Secondat, baron de (1721): *Lettres persanes*, tomes 1-2, Cologne.
- Montesquieu (1759) = *Des Herrn von Montesquiou (sic) Persianische Briefe*. Übers. v. Friedrich von Hagedorn, Frankfurt und Leipzig.
- Montesquieu, Charles-Louis de Secondat, Baron de la Brède et de (1991): *Persische Briefe*. Übers. u. hg. v. Peter Schunck, Stuttgart.
- Moritz, Karl Philipp (<sup>3</sup>1981): *Werke in zwei Bänden*. Ausgewählt u. eingeleitet v. Jürgen Jahn, Weimar.
- Mozart, Wolfgang Amadeus (1982a): *Die Entführung aus dem Serail*. Hg. v. der dramaturgischen Abteilung der Komischen Oper, Berlin
- Mozart, Wolfgang Amadeus (1982b): *Neue Ausgabe sämtlicher Werke*. In Verbindung mit den Mozartstädten Augsburg, Salzburg und Wien, hg. v. der Internationalen Stiftung Mo-



- zarteum Salzburg. Serie II: Bühnenwerke. Werkgruppe 5, Band 12, Kassel, Basel und London.
- Pezzl, Johann [eigentlich anonym] (1784): *Marokkanische Briefe*. Aus dem Arabischen [vielmehr deutsches Original], Frankfurt und Leipzig [Wien].
- Philaleth [Pseudonym] (1790): *Türkische Briefe ueber politische und religio'se Angelegenheiten der christlichen Regentenhofe und Nationen*, Gotha.
- Polo, Marco [eigentlich Rustichello da Pisa] (1994 [1485]): *Il Milione. Die Wunder der Welt*. Übers. aus altfranzösischen u. lateinischen Quellen u. Nachwort v. Elise Guignard, Zürich.
- Ransmayr, Christoph (1988): *Die letzte Welt*. Roman. Mit einem Ovidischen Repertoire, Nördlingen.
- Rosendorfer, Herbert (1986): *Briefe in die chinesische Vergangenheit*, München.
- Schiller, Friedrich (1962ff.): *Schillers Werke*. Nationalausgabe. Hg. v. Heinrich Koopmann u. Benno von Wiese, Weimar.
- Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren* (1894) [= Neudruck des „Idiotikon der Burschensprache“ von 1795 und der „Studentenlieder“ von 1781]. Eine Jubiläumsausgabe für die Universität Halle-Wittenberg, dargebracht vom Deutschen Abend in Halle, Halle.
- Tolberg, Johann Wilhelm und Wilhelm Friedrich Heinrich Bispink (1787-1788): *Briefe eines Hottentotten über die gesittete Welt*. Aus dem Französischen [vielmehr deutsches Original]. Pack 1-2, Halle.
- Wolkenstein, Oswald von (<sup>2</sup>1975): *Die Lieder Oswald von Wolkensteins*. Hg. v. Karl Kurt Klein, Tübingen.

### Sekundärliteratur

- Berend, Eduard, Hg. (1931): *Jean Pauls Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe. Zweite Abteilung. Zweiter Band. Ausgearbeitete Schriften 1783-1785, Weimar 1931.
- Bruyn, Günter de (1986): *LeseFreuden. Über Bücher und Menschen*, Frankfurt am Main.
- Darnton, Robert (1982): *The Literary Underground of the Old Regime*. Cambridge, Mass. und London.
- Farge, Arlette (1993): *Lauffeuer in Paris. Die Stimme des Volkes im 18. Jahrhundert*. Aus dem Französischen v. Grete Oswald, Stuttgart.
- Grawe, Christian (1982): *Friedrich Schiller: Die Räuber*, Stuttgart.
- Kleinspehn, Thomas (1989): *Der flüchtige Blick. Sehen und Identität in der Kultur der Neuzeit*, Hamburg.
- Klotz, Volker (1969): *Die erzählte Stadt*, München.
- Kohl, Karl-Heinz (1986): *Entzauberter Blick. Das Bild des Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation*, Frankfurt/Main.
- Moser, Wolfgang (1996): *Xenismen. Die Nachahmung fremder Sprachen*, Frankfurt am Main.
- Weißhaupt, Winfried (1979): *Europa sieht sich mit fremdem Blick. Werke nach dem Schema der 'Lettres persanes' in der europäischen, insbesondere der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*, 3 Bde., Frankfurt/Main u. a.

- Wiedemann, Conrad (1987): *Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller in den fremden Metropolen. Ein Symposium*, Stuttgart.
- Wilpert, Gero von (<sup>6</sup>1979): *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart.
- Zmegac, Viktor, Hg. (1978-1984): *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, 3 in 4 Bdn., Königstein im Taunus.